

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Traum

[urn:nbn:de:bsz:31-341005](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-341005)

Hahn zu spannen und loszubrüden, der Vogel fiel todt in die bodenlose Tiefe.

In den meisten Fällen ist der Geierhorst gar nicht zu erklimmen oder nur so zu erreichen, daß ein Mann über einen überhangenden Felsen an einem Seile hinuntergelassen wird; dies versuchten drei Brüder in Sardinien. Als der jüngste der Brüder, der sich das Seil hatte um die Lenden und Schultern binden lassen im freien Raume über einem schrecklichen Abgrunde hing, schoßen die alten Geier auf ihn herab. Der Arme suchte sich mit einem Säbel zu wehren und hieb muthig um sich, — plötzlich läßt das Seil etwas nach, er blickt empor und bemerkt mit Schauer, daß er das Seil fast entzwei geschnitten. Doch vorsichtig und langsam wurde er hinaufgezogen und gerettet, aber die Angst und der Schrecken sollen die schwarzen Haare des jungen Vurschen entfärbt und gebleicht haben.

In der Schweiz findet sich der Geier nur noch in den höchsten Gebirgen, und auch da nur selten. Im Kanton Unterwalden wurde der letzte im Jahre 1851 geschossen, im Kanton Bern 1864, im Kanton Graubünden 1868; im Kanton Tessin wurden in den letzten Jahrzehnten mehrere Geier mittelst Wolfs- und Fuchsfallen gefangen, der letzte im Jahre 1869, der bei der im gleichen Jahre in St. Gallen stattgefundenen Ausstellung Schweizerischer Vögel viel angestaunt wurde.

Ganz ähnliche Unthaten, wie die oben geschilderten werden dem Steinadler zugeschrieben, der seiner Stärke und seines Muthes wegen der König der Vögel genannt und viel häufiger gesehen wird als der Geier. Ja, wie früher alle dergleichen Vergehen auf Kosten des Lämmergeiers geschrieben wurden, so werden heutzutage die meisten dem Steinadler zur Last gelegt. Hat sein Auge eine Beute erpäht, so ist er ebensowenig wählerisch, ja noch fähner als

der Geier. Auch Menschen hat er schon oft angegriffen. In Graubünden packte ein Steinadler ein Kind und trug es in den Krallen fort. Durch das Geschrei des Kindes aufmerksam gemacht, verfolgte der Vater den Räuber und konnte ihm nur mit Noth das Kind abjagen. Seine Augen waren zerhackt, die Arme zerfleischt, so daß es bald starb. Der Vogel, der später vom Vater erschlagen wurde, soll ausgestopft sich in einer Sammlung zu Winterthur befinden. Ein deutscher Gelehrter erzählt eine sehr ergötzliche Geschichte von einem Steinadler, der auf einen erwachsenen Menschen stieß. „Ich erhielt einen Steinadler,“ so berichtet er, „dessen Gefangennahme mit folgenden ungewöhnlichen Umständen verknüpft war. Der hungrige und tollkühne Vogel stürzte mitten in einem Dorfe auf ein großes Schwein, dessen lautes Schreien die Dorfbewohner in Bewegung setzte. Ein herbeieilender Bauer verjagte den Adler, welcher seine Beute nur ungern fahren ließ und, von dem fetten Schweinerücken sich erhebend, sogleich auf eine Kaze stieß und sich mit derselben beladen auf einen Zaun setzte. Das verwundete Schwein und der blutende Kater stimmten einen herzerreißenden Zweigesang an. Der Bauer wollte nun auch die Kaze retten und holte eine Waffe. Als aber der Adler seinen Mahlzeitstörer zum dritten Male wieder erblickte, ließ er die Kaze fallen, packte den Bauer und klammerte sich mit seinen Krallen an ihn, und nun schrien alle drei, der gepackte Bauer, das fette Schwein und der alte Kater. Andere Bauern eilten herbei, ergriffen den Adler und brachten den Missethäter gebunden zu einem meiner Freunde.“

Bis in die neueste Zeit wird die Jagd auf Steinadler vorzüglich in Eblingen, einem Dorfe am Brienzsee im Berner Oberland betrieben, wie die Eblinger überhaupt den Ruf tüchtiger Jäger haben.

Der Traum.



ich weiß nicht, ob einer der Leser auch schon den Spruch gehört: Du träumst wie Mario von Feltre. Ich glaube es kaum, denn so sagen meines Wissens nur die Leute im äußersten Zipfel von Italien. Es beruht nämlich der Spruch auf folgender Geschichte.

Vor mehr denn fünfhundert Jahren, da herrschte im südlichen Italien, im Königreich Neapel ein unheilvoller, lange Jahre dauernder Krieg. Zwei Könige stritten sich um die Krone und den Thron, um die Reichthümer und den Besitz des Landes. Aber für das Land selbst und für die armen Bewohner sorgte weder der eine noch der andere der Thronbewerber. Um dem Elende ein Ziel zu setzen, beschloßen die größern Städte des Landes, am Kriege gar keinen Theil mehr zu nehmen, sich selbst zu helfen, ihr Gebiet zu schützen so gut als sie es könnten und nach frei gewählter Verfassung zu leben.

In Tarent, einer großen Stadt am Meere, lebte damals ein reicher, angesehen Herr, Constantino genannt. Dieser machte seiner Vaterstadt den Vorschlag, das Beispiel anderer Städte nachzuahmen und sich auch selbst aus der Noth zu helfen. Die Bürger stimmten einmüthig bei und boten ihre Hilfe an, den Plan auszuführen. Sogleich wurde ein Heer aus Bürgern gebildet und auf das beste ausgerüstet. An die Spitze des Heeres stellten aber die Bürger von Tarent nicht den reichen Ritter Constantino, weil sie nicht alle Macht in seine Hand geben wollten, sondern einen Mann aus dem Volke, Mario von Feltre, einen Fischer, der aber in den letzten Jahren das Kriegshandwerk gründlich erlernt hatte. Constantino sollte indessen die Regierung in der Stadt leiten, während man zu Felde lag. Beide erfüllten ihre Aufgabe auf das glänzendste. Mario von Feltre säuberte das ganze große Gebiet von Tarent von Feinden, von Räubern und Dieben, die sich überall eingenistet hatten, und stellte Ruhe und Sicherheit wieder her, so daß der Landmann seine Arbeiten, der

glänzendste. Mario von Feltre säuberte das ganze große Gebiet von Tarent von Feinden, von Räubern und Dieben, die sich überall eingenistet hatten, und stellte Ruhe und Sicherheit wieder her, so daß der Landmann seine Arbeiten, der

Handelsmann seine Geschäfte, der Bürger sein früheres Thun und Lassen wieder aufnahm, und Alles den altgewohnten Gang ging. Constantino leitete indessen die Angelegenheiten des Friedens in der Weise, daß er sich durch sein leutseliges Wesen die ungetheilte Liebe der Einwohner von Tarent gewann. Aber Constantino's Absichten waren

nicht so rein, wie es den Anschein hatte. Der Friede war nun hergestellt und Constantino sollte dem Volke die Macht zurückgeben, die er von ihm erhalten, aber das wollte er nun nicht mehr: das Regieren schien ihm angenehm und ehrenvoll und er ging mit der Absicht um, von den Tarentinern sich zum Fürsten der Stadt ernennen zu lassen.



Nur ein Mann stand ihm im Wege: Mario von Feltre hätte dies nie zugegeben und seine Mitbürger vor einem unüberlegten Schritte gewarnt. — Auf einmal war Mario verschwunden; kein Mensch wußte, was aus ihm geworden.

In Tarent wurde indessen Constantino von seinen Anhängern zum Fürsten ausgerufen, und das Volk durch glän-

zende Versprechen gewonnen und verführt, stimmte bei. Aber die Freude und der Taumel dauerten nicht lange. Bisher hatte Constantino dem Volke geschmeichelt, weil er es für sich gewinnen wollte, weil er in des Volkes Diensten stand, nun aber war er Herr und Fürst, und das Volk stand in seinen Diensten; zudem lebte der Fürst königlich,

den Aufwand aber zahlte das Volk mit seinem sauren Schweiß. Zu spät erkannte es, daß es Freiheit und Unabhängigkeit an einen bösen Herrn verhandelt und verschachert habe. Unter den Bürgern entstand Unzufriedenheit, aber es fand sich Keiner, der sich an die Spitze der Unzufriedenen gestellt hätte.

In der Noth erinnerte man sich wieder des armen Mario von Feltre. Wie war er auf einmal verschwunden? Ist er todt? Lebt er noch? Erst jetzt stellte sich das gedrückte Volk diese Frage, wo es einen Führer, wo es seine starke Faust so nothwendig hatte. Hier und dort wurden Stimmen laut, daß er noch lebe, daß Constantino ihn in einen Kerker geworfen. Andere dagegen meinten, daß der Fürst ihn gewiß nicht leben ließe, wenn er ihn in seiner Gewalt hätte. Die Einen wie die Andern hatten in gewissem Sinne Recht.

Ja, Mario lebte noch und zwar im Kerker in einem festen Schlosse am Meer. Dahin hatte ihn Constantino bringen lassen, nachdem er ihn unerwartet ergriffen hatte, damit er seine Absichten nicht durchkreuzen konnte. Seit Monaten lebte er da im Elende, ohne zu wissen, ob ihm der Tod oder die Freiheit die Kerkerthüre wieder öffnen würde.

Als in Larent sein Name das Lösungswort der Unzufriedenen wurde, da beschloß Constantino, ihn unbemerkt aus der Welt zu schaffen, wie er ihn einst heimlich aus Larent weggeführt. Seit zwei Tagen hatte der Kerkermeister den knarrenden Schlüssel nicht mehr im rostigen Schlosse gekehrt, die Thüre hatte sich nicht mehr geöffnet. Mario wußte nun, was ihm bevorstand, — der Hungertod. Anmuthsvoll lag er da auf dem halb verfaulten Stroh, der Krug an seiner Seite war leer. Da überfiel ihn tiefer Schlummer, und im Traume wenigstens sollte er nochmal den Trost der Hoffnung genießen. Ihm träumte, als stiegen kleine, kleine, wunderliche Gestalten durch die engen Gitteröffnungen über der Kerkerthüre. Ja, ja, so war es! Kleine Heinzelmännchen, Bergmännchen, oder wie man sie in des Lesers Heimath nennen mag, krochen zwischen den Gitterstangen über der Kerkerthüre herein und kletterten an den Thürangeln hinunter. Dann trippelten sie, huch huch rips raps durch den Kerker gegen das Gitterfenster an der andern Wand, voran ein kleiner bärtiger Wicht sein Bart und sein Schnauz reichten bis auf den Boden, auf dem Kopf trug er eine goldene Krone; das war offenbar das Haupt, der König der kleinen winzigen Bande. Das Possirlichste begann jetzt. Erst stießen und zogen und rückten und drückten und hoben und schoben die Kleinen einen alten Kasten an die Wand, im Nu stand der kleine König drauf, ein Anderer huschte flugs auf seinen Rücken, ein dritter krappelte auf den zweiten, ein vierter postirte sich auf der Schulter des dritten. Der Zwera König zu unterst, der die ganze Last tragen mußte, machte zwar bereits ein äußerst bedenkliches Gesicht, aber da die lebendige Leiter noch nicht bis zur Gitteröffnung reichte, so kletterte noch ein fünfter hinauf. Dieser zog unter seinem Kleide eine Säge hervor und fing an, die Gitterstangen zu durchsägen.

Nicht genug! Während er in voller Thätigkeit war, dem armen Gefangenen einen Ausweg zu schaffen, erschien schwebend in der Luft eine weiße schöne Frauengestalt, offenbar war es die Königin der Esen, die in der einen Hand einen Becher trug und mit der andern aus goldenem Geläke einen lebenden Trank eingoß, um ihn dem dürstenden Mario zu reichen, — da erwachte Mario, schlug die Augen empor und ihm war es, als sehe er alle die

Gestalten, die Majestät der Zwerge, und die Heinzelmännchen und die Esenkönigin noch, so lebhaft war der Traum vor seine Seele getreten. Aber, es war doch nur ein Traum gewesen; furchtbar starren die Eisenstäbe, durch die die Abendsonne hineinleuchtete, ihm entgegen und Hunger und Durst sagten ihm nur all zu deutlich, daß ihm die Esenkönigin kein Labial gebracht habe. Aber ein schöner Traum war es für einen armen Gefangenen doch gewesen, und mit der Abendsonne leuchtete auch ein Schimmer vor Hoffnung in seine Seele, — warum? das wußte er selbst nicht.

Plötzlich kam ihm der Gedanke, ähnlich den Heinzelmännchen bis zum Gitterfenster hinaanzuklimmen, um nochmal in Gottes freie Natur hinauszusehen zu können. Schnell schob er den alten Kasten an die Wand, denn noch lag er in der gegenüber liegenden Ecke trotz den Anstrengungen des kleinen Volkes; dann schichtete er darauf, was sich im Kerker vorfand, Holzblöcke, Felsstücke, das Stroh seines Lagers, steigt hinauf, und es ist gelungen. Er sieht hinaus in das Freie, auf das unermessliche Meer, dessen Wellen er so oft an die Mauern seines Verliekes hatte schlagen hören, in der Ferne winkten und glänzten im Abendlichte die Thürme und Zinnen seiner Vaterstadt Larent! Wie gerne hätte er die dicken Eisenstäbe gesprengt, aber — und doch was ist das? Zittern und biegen sie sich nicht, wenn er recht sich an sie anklammert? Sollten die Heinzelmännchen die Stäbe zerlegt haben? Kurz, Mario von Feltre bemerkte, daß die Eisenstangen unten und theilweise an den Seitenposten zerlegt wären und sich eine Oeffnung machen ließe, groß genug, um hindurch zu kriechen. Bis zum Entschluß, das Wagniß auszuführen, verfrisch nicht eine Sekunde. Die Sonne war unterdessen untergegangen, im Schlosse Alles ruhig. Mit dem Aufwande seiner ganzen vollen Kraft gelang es Mario, die Eisenstäbe umzubiegen, er befahl seine Seele Gott und stürzte sich in die tief unten brandenden Meereswogen.

Der kühne Sprung gelang; nun war Mario gerettet, denn der alte Fischer war ein tüchtiger Schwimmer. Am gleichen Abend noch erschien er bei seinen Freunden in Larent, denen er erst noch aus dem Kerker seinen Scheidegriß im Geiste zugesandt hatte, und erzählte ihnen seine Schicksale und seine wunderbare Rettung. Das Weitere erzählt der Leser von selbst, daß Mario von Feltre sich an die Spitze der Mißvergünstigten stellte, Constantino, seinen Verfolger stürzte und vertrieb, die Vaterstadt vom Joch der Knechtschaft befreite und, wird der Leser hinzufügen, Mario wurde nun selbst an die Spitze der volksthümlichen Regierung gestellt. Nein! nachdem er Haft und Kerker, Kummer und Todesangst ausgestanden, hegte er nicht mehr solchen Ehrgeiz, sondern lehrte zu seinem früheren Verufe, zur friedlichen Fischerei zurück. Im dankbaren Andenken der Mitbürger lebte er fort, und mit ihm die Erinnerung an sein wechselvolles Geschick, besonders an seine Rettung. Und wie war es denn eigentlich damit beschaffen? Das wunderte Niemand mehr als Mario von Feltre selbst. Die Heinzelmännchen im Traume, die hatten die Eisenstäbe gewiß nicht zerschnitten, die hatten ihm höchstens den Weg zur Flucht gewiesen. Aus den Nachforschungen bei seinem ehemaligen Kerkermeister brachte Mario so viel heraus, daß der frühere Inhaber des Thurmes, ein gefürchteter Bandit, mehrere Fluchtversuche in andern Gefängnissen gemacht, ehe er in dieses feste Verließ gebracht wurde. Offenbar hatte er auch hier einen neuen Fluchtversuch vorbereitet, wurde aber von der strafenden Gerechtigkeit vorher ereilt, während er einem armen, unschuldigen Nach-

folger den Weg bereitete. Die nächste Veranlassung zur Rettung für Mario blieben freilich die kleinen Purzelmännchen des Traumes. Der Traum Mario's ward darum sprichwörtlich im Volke von Tarent. Hatte Einer einen glücklichen Traum, der sich unerwartet erfüllte, so sagte man: Du träumst wie Mario von Feltre.

Und nun, lieber Leser, weist du, woher der Spruch kommt. Und wenn du in der Nacht, oder am hellen Tag mit offenen Augen träumst, dein Geldbeutel, der Falten und Runzeln hat wie ein altes Zigeunerweib, sei plötzlich voll und übervoll mit goldenen Dukaten gespickt, und du greiffst nach dem Beutel und wenn die Sache sich wirklich so verhält, dann sag' ich dir auch: du träumst wie Mario von Feltre.

Die Zerstörung Jerusalem's und etwas vom — Akkatholizismus.



(Siehe nachstehendes Bild: Der Auszug des Christenthums.)

ben stand ich am Sterbelager eines jungen, nicht einmal zwanzig Jahre alten Freundes. Noch gestern Nachmittag von dieser Stunde scherzten wir in der heitersten Weise miteinander. Er hatte sich von einer gefährlichen Krankheit erholt und fühlte sich wieder wohl wie in den gesündesten Tagen. Heute morgen noch stund er auf, doch zeigten sich Erscheinungen, die Befürchtungen einflößten. Ein Priester wird gerufen. Ach! da umbüstert sich der Geist des lieben Kranken, seine Sinne sterben, sein Verstand erlischt, der Priester kommt zu spät und findet einen mit dem Tode Ringenden. Und nun nach ein paar Stunden hat er schon ausgelebt, ausgelitten, ausgegangen. Es war ein herzenguter junger Mensch, so recht sanftmüthig und demüthig von Herzen und dabei immer heiter und fröhlich, wie ein gutes Gewissen es verlangt. Ich bin auch überzeugt, daß er im Frieden, im Ruhe des Herrn entschlafen ist, Gott in seinem Herzen. Doch es ist wahr, unendlich tröstlicher wäre es, wenn der Priester noch Zeit gehabt hätte, Christus als Wegzebrung dem Sterbenden auf die Lippen zu legen, und daß er dann so hinübergegangen wäre.

Aber Kalendermann, so höre ich den Leser ungeduldig fragen, wie gehört diese Geschichte hieher? Boran schreibst du als Titel: Die Zerstörung Jerusalem's und etwas vom Akkatholizismus, Dinge, die ohnedies wahrhaft nicht zusammengehören, — und nun erzählst du eine Geschichte, die vollends damit nichts zu thun hat! — Nur Geduld! Schau, lieber Leser, um mich über diesen plötzlichen Todesfall zu trösten, sagte ich mir: Es gibt zwar nichts Hoffnungsloseres, als wenn ein hoffnungsvoller Jüngling auf dem Todbett liegt, aber ein Trost liegt doch darin, daß dieser Jüngling gut gestorben ist. Diese Versicherung findest du im Leben, in den Tugenden und den guten Eigenschaften des Erblichenen. Ja, hättest du auch nicht einmal diese Bürgschaft, so hättest du noch eine letzte: er ist wenigstens im wahren Glauben, er ist gut katholisch gestorben. In diesen Tagen stirbt so Mancher akkatholisch; und wenn Einer mit Vorbedacht, mit vollem Bewußtsein, was er thut, in dieser Lehre dem Tode ent-

gegen geht, da fehlt diese letzte Bürgschaft, und die Kirche kann an seinem Sarge nicht beten: Wie ihn der wahre Glaube mit den Schaaren der Rechtgläubigen verbunden, so reihe Du, o Herr, ihn den Chören der Engel ein. Denn wo der Akkatholizismus in eine Seele einzieht, da wird auch ein Jerusalem und zwar ein himmlisches Jerusalem zerstört und das wahre Christenthum zieht aus. Sieh' nun, lieber Leser, du mußt mich nur machen lassen; nun haben wir diese weit auseinanderliegenden Dinge zusammengefunden, nun müssen wir sie nur wieder verlesen und näher betrachten. Meinen jungen Freund lassen wir ruhen im Frieden und wenn du, ehe du weiter liest, ein Vater Unser für ihn betest, so wird dich Gott dafür lohnen.

Der Kalender brachte vergangenes Jahr schon einen Theil von einem großen Gemälde von Kaulbach, das die Zerstörung Jerusalem's vorstellt, nämlich den ewigen Juden, wie er aus den Trümmern der zerstörten Stadt flieht. Der ewige Jude ist ein Sinnbild des in alle Welt zerstreuten Judenthums, das nicht ausstirbt, aber auch nicht lebt als ein einziges und einheitliches Volk in irgend einem Lande; er ist aber auch ein Sinnbild aller derjenigen, die, wie er gethan, Gott und Christus verstoßen, verleugnen, mißhandeln.

Aber vor den Flammen und den fallenden Trümmern des einstürzenden Jerusalem's rettete sich etwas Besseres, die Christengemeinde. Als Christus einst in Mitte der Jünger auf dem Tempelberge saß, und die Jünger die Herrlichkeit und die festen Massen des Tempels bewunderten, da prophezeite der göttliche Lehrmeister in bekannter Weise die Schrecken, welche den nahen Untergang der Stadt und des Tempels begleiten würden. Und dann fügte Christus hinzu: „Wenn ihr sehet, daß Jerusalem mit einem Heere umlagert ist, dann wisset, daß dessen Verwüstung nahe ist. Dann fliehe, wer in Judäa weilt, auf die Berge, und wer in der Stadt selbst ist, der entweiche, und wer in andern Gegenden ist, gehe nicht zurück hinein!“

Seit dem Tode Christi folgten sich in Jerusalem Empörungen und Aufstände gegen die Herrschaft der Römer, diese schlugen sie nieder, aber nicht mit dem nöthigen Nachdrucke. Erst im Jahre 68 nach Christi Geburt rüstete sich der römische Feldherr Vespasian und nach ihm sein Sohn Titus zu einem entscheidenden Schlage. Eine Stadt nach der andern, eine Feste um die andere fiel, ein Landestheil um den andern ergab sich. Im Jahre 69 rückte Titus vor die Stadt Jerusalem selbst und begann die Umlagerung.

Da erinnerten sich die Christen in Jerusalem der Vorhersagung und des Rathes des göttlichen Heilandes. Jerusalem's Fall und Untergang konnten und mußten sie voraussehen. Sie flüchteten sich daher aus dem mit Gottes Zorn bedrohten Lande in die Stadt Betsa am jenseitigen Ufer des Jordan. Dort lebten sie, während Jerusalem die furchtbarsten Gräueltaten sah, unter Gottes Schutz im Frieden, wie der Schriftsteller Eusebius berichtet. Jerusalem sank indessen in Asche und Schutt; über eine Million Juden fand im schrecklichen Kriege ein schreckliches Ende. Diese Begebenheit, den Auszug des Christenthums aus Jerusalem stellt nachstehendes Bild vor. (Das Bild ist genommen aus dem schönen Werke: „Leben unsers lieben Herrn und Heilandes J. Chr. und seiner jungfräulichen Mutter,“ von Dufinger, in der Verlagsbuchhandlung des Kalenders.) Statt aber die ganze Christengemeinde abzubilden, wählte der Künstler nur eine einzelne Familie. Friedlich ziehen die Christen dahin, darum tragen sie die Friedenspalmen in den Händen und lobsingen dem Herrn. Die Mutter,